

daß, wer Chancengleichheit wolle und zugleich die Selektionsfolgen realisierter Chancengleichheit für illegitim erkläre, das Erbringen von Leistungen in einem solchen System unmöglich mache (S. 80). Solche noch nicht wieder selbstverständlich gewordenen Selbstverständlichkeiten findet man in dem Büchlein, ob es von Geschichtsbewußtsein, Vergangenheitsbewältigung, Kommunikationstechnik oder Bildungspolitik handelt, viele. Und gerade sie machen es zu einer sehr brauchbaren Handreichung für einen vernünftigen Umgang mit Vergangenheit und Gegenwart – im Sinne der Bewahrung von Tradition bei pragmatischem Umgang mit realen Veränderungen – als Antwort auf irrationale oder vorrationale Trends, soweit diese letztlich Realitätsflucht sind.

D. S.

HENRIC L. WUERMELING? *Die weiße Liste*. Umbruch der politischen Kultur in Deutschland. Ullstein, Frankfurt/Wien 1981. 304 S. 48.– DM.

Daß in den Archiven der Alliierten noch eine Fülle von Material nicht nur über die Zeit des Zweiten Weltkrieges, sondern auch über die ersten Nachkriegsjahre Deutschlands der Auswertung harret, ist den Forschern der neueren- und Zeitgeschichte schmerzlich bewußt und wird sich wohl in nächster Zukunft nicht ändern. Daß aber bedeutsame Quellenfunde mit einigem Spürsinn auch heute möglich sind, beweist Henric L. Wuermeling, der als Fernseh-Redakteur beim Bayerischen Rundfunk tätig ist. In den Akten des Nationalarchivs in Washington entdeckte er eine Liste mit etwa 1500 Namen von Deutschen, die von den Alliierten in der Zeit nach dem Dritten Reich eingesetzt werden sollten: die „weiße Liste“. Die Daten hatte man aus zahlreichen Quellen gesammelt: „Aussagen von gut gesinnten Kriegsgefangenen, Flüchtlingen und geheimen Quellen.“ Die größte Gruppe auf der weißen Liste war der Berufsstand der in Medien Arbeitenden, weiter folgten Verwaltungsbeamte, Namen aus der Wirtschaft, Lehrer und Wissenschaftler, Repräsentanten der Kirche und erst auf Platz sechs ehemalige Politiker. Das in dieser Liste implizierte Konzept „steckt den psychologischen Hintergrund ab und bestimmt die Bedingungen, unter denen eine neue politische Kultur aufgebaut werden soll“. Wuermeling versucht in seinem Buch darzulegen, daß die Ablösung des nationalsozialistischen Führungspersonals durch eine neue politische Elite schwieriger wurde als erwartet, und um zu zeigen, „wie die Planung des ‚Vierten Reiches‘ den alliierten Stäben völlig entglitt“ – so der Klappentext –, bedient er sich einer zumindest im Bereich der deutschen Geschichtsschreibung ungewöhnlichen Methode: Nach dem Vorbild der Interviews des US-Autors Studs Terkel über die Weltwirtschaftskrise soll das „psychologische Umfeld“ jener Zeit rekonstruiert werden. In vier Kapitel hat der Autor die Protokolle seiner Gespräche mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die über ihre Entscheidungen während der Nachkriegszeit und deren Folgen berichten, gegliedert und ihnen jeweils Passagen vorangestellt, die verklammern und erläutern sollen, dieser Funktion aber nur bedingt gerecht werden. Vom „totalen Zusammenbruch der politischen Kultur“ handelt der erste Abschnitt, in dem als „Mann aus dem Widerstand“ Josef Müller zu Wort kommt, als „Mann aus der Emigration“ Willy Brandt, als „Kriegsheimkehrer“ Hans Werner Richter und als „Mann der Besatzungsmacht“ Alexander A. Klieforth. Warum gerade sie, bleibt das Geheimnis des Verfassers, so wie es auch verborgen bleibt, ob der jeweils paarweisen Anordnung der Interviewpartner im Inhaltsverzeichnis der folgenden Kapitel ein tieferer Sinn zugrunde liegt. Jeweils acht Interviews mit ehemaligen Mitgliedern der nationalsozialistischen Regierung, Besatzungskräften

und Männern der weißen Liste bilden den Kern der weiteren Kapitel, die von Demilitarisierung, Entnazifizierung und Demontage handeln. Daß und warum die auf der weißen Liste aufgeführten Personen nur zum Teil Funktionen in der Politik der Nachkriegszeit erhielten, wird herausgearbeitet: z. B. hatten eine Reihe von ihnen den Krieg nicht überlebt, der Besatzungsalltag hatte durch wechselnde Besatzungseinheiten vielfältige Um- und Neubesetzungen zur Folge, die Grenzen der Besatzungsgebiete und damit auch die Kompetenzen wechselten. Adenauer übrigens, der sich gerühmt hatte, auf Platz eins der Liste für Deutschland zu stehen, hatte diesen nur auf die Liste für Köln inne, innerhalb der Region Rheinprovinz belegte er Platz 145.

C. R.

Maria im Neuen Testament. Eine ökumenische Untersuchung. Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1981. 304 S. 32.– DM.

Die intensive Auseinandersetzung mit den mariologischen Fragen steht im ökumenischen Dialog zwischen der katholischen Kirche und den Kirchen der Reformation weitgehend noch aus. Maria war bisher noch kein Thema von Konsentexten, die im offiziellen Auftrag der Kirchen verfaßt wurden. Es ist kein Zufall, daß man sich gerade im Rahmen des lutherisch-katholischen Dialogs in den USA nun dem Problemfeld Mariologie zugewandt hat: Immerhin sind den Bemühungen dieses Dialogs schon wichtige Dokumente über Amt und Eucharistie sowie über den päpstlichen Primat zu verdanken. Analog zu der 1976 in deutscher Übersetzung vorgelegten Untersuchung „Der Petrus der Bibel“ wurde zwischen 1975 und 1978 von einer Studiengruppe im Auftrag des katholisch-lutherischen Dialogs in den USA die jetzt in deutscher Übersetzung erschienene Untersuchung zu den neutestamentlichen Aussagen über die Mutter Jesu erarbeitet. Das Ergebnis der mehrjährigen Arbeit kann sich sehen lassen: Den Autoren ist eine umfassende, klare und verständlich geschriebene Darstellung gelungen. Untersucht werden nach einleitenden sachlichen und methodischen Vorbemerkungen zunächst die spärlichen Hinweise auf die Geburt Jesu in den Paulusbriefen, dann die auf Maria bezogenen Stellen in den synoptischen Evangelien und im Johannesevangelium. Außerdem wird die Johannesapokalypse mit ihren Aussagen über die „Frau“ im zwölften Kapitel einbezogen. Ein Ausblick beschäftigt sich mit Maria in der Literatur des zweiten Jahrhunderts, unter Heranziehung der Apokryphen und von Vätertexten. Die Untersuchung bleibt streng auf der Ebene der historisch-kritischen Forschung. Die einzelnen Stellen werden in den theologischen Kontext der jeweiligen neutestamentlichen Schrift eingeordnet, es wird nach den ihnen vorausliegenden Traditionen gefragt wie nach der Möglichkeit, aus den verschiedenen Aussagen Angaben über die „historische Maria“ zu gewinnen. Dabei werden jeweils Für und Wider ehrlich und offen abgewogen, der Leser erhält so einen guten Einblick in die exegetische Werkstatt; auch Meinungsverschiedenheiten unter den Mitgliedern der Studiengruppe und Minderheitsvoten werden notiert. Die Autoren hüten sich bewußt, aus ihrer Analyse des neutestamentlichen Befunds Schlüsse in bezug auf die Angemessenheit und den Sinn späterer mariologischer Lehrbildungen zu ziehen. Durch den Einbezug der Weiterentwicklung im zweiten Jahrhundert wird der Horizont trotzdem auf die notwendige Auswertung der Fragestellung hin geöffnet. Als Abschluß der Untersuchung wird formuliert: „Wenn die Kirchen heute in ihrer Bewertung Marias nicht übereinstimmen, dann liegt dies nicht nur an den unterschiedlichen Schlußfolgerungen, die sich aus der nachneutestamentlichen Entwicklung ergeben, sondern auch schon an den verschiedenen Elementen, die sich aus dem Neuen Testament ableiten lassen“ (S. 231). Damit

wird einem unzulässigen Biblizismus genauso zu wehren versucht wie einem Beharren auf späteren kirchlichen Lehrbildungen unter Umgehung des pluralen neutestamentlichen Zeugnisses über Maria. Diese Untersuchung kann deutlich machen, daß

sich der ökumenische Dialog über Maria zwar nicht mit der gemeinsamen Erarbeitung der neutestamentlichen Aussagen begnügen kann, daß diese dafür aber ein unerläßliches und durchaus tragfähiges Fundament bereitstellt.

U.R.

Zeitschriftenschau

Theologie und Religion

LAFON, GUY. *Communication et Révélation*. In: *Lumen Vitae* Jhg. 36 Heft 2 (1981) S. 135–147.

Lafon, Professor am Pariser Institut Catholique, geht einigen Schwierigkeiten nach, die sich heute für jedes Reden von der Offenbarung ergeben, sowohl was das Faktum einer Offenbarung überhaupt betrifft als auch ihre möglichen Inhalte und das Verhältnis von Tradition und Innovation bei der geschichtlichen Weitergabe dieser Inhalte. Sein Antwortversuch will Offenbarung und menschliche Kommunikation zusammendenken, ohne Offenbarung auf Kommunikation zu reduzieren. Der Blick auf das Alte Testament zeigt: Offenbarung meint das Faktum, daß es überhaupt menschliche Geschichte und Kommunikation gibt und gleichzeitig, daß diese Feststellung nur im Glauben und in einer religiösen Interpretation der Wirklichkeit getroffen werden kann. Als eigentlicher Inhalt von Offenbarung, immer auf Geschichte und Kommunikation bezogen, erweist sich einerseits der Tod, andererseits die Botschaft von seiner Überwindung. Aus dem Eingebundensein des Einzelnen in die Tradition ergibt sich die Notwendigkeit, den einen Offenbarungsinhalt immer neu zu formulieren. Als zusammenfassende Kurzformel für seinen Ansatz schlägt Lafon vor: Wer von Offenbarung spreche, meine damit letztlich die theologischen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe im Vorgang der gesellschaftlichen Kommunikation. Offenbarung spreche weniger, als daß sie zum Sprechen bringe.

LOHFINK, GERHARD. *Hat Jesus eine Kirche gestiftet?* In: *Theologische Quartalschrift* Jhg. 161 Heft 2 (1981) S. 81–97.

Lohfink geht von einem Raster von Grundeinsichten aus, die für das gegenwärtige Urteil der Forschung hinsichtlich der Kirchenentstehung bestimmend sind: Jesus wollte niemals eine neue Religionsgemeinschaft gründen, er wandte sich an Gesamtisrael: für die Entstehung des gesellschaftlichen und theologischen Phänomens „Kirche“ spielt die faktische Ablehnung Jesu Christi durch den größten Teil Israels eine entscheidende Rolle; die Entstehung darf nicht punktuell fixiert, sondern muß als ein Prozeß verstanden werden. In einer Analyse der lukanischen Aussagen über die Kirchenentstehung ergibt sich, daß schon Lukas kein einzelnes kirchenstiftendes Ereignis kennt, sondern die Entstehung der Kirche als Weg mit vielen Abschnitten und Stufen versteht: „Jesus hat nach Lukas die Kirche nicht gegründet, er spielt jedoch in dem Prozeß, der zur Kirche führt, die entscheidende Rolle.“ Die Kirchenentstehung in ihren verschiedenen Phasen von der Sammlung und Scheidung Israels im Alten Testa-

ment über die Tätigkeit Jesu, die Erscheinungen des Auferstehens und das Pfingstereignis ist letztlich Werk Gottes. Damit ergibt sich: „Die Konvergenz zwischen der lukanischen Sicht vom Ursprung der Kirche und modernen Einsichten ist erstaunlich groß.“ Auch andere neutestamentliche Texte sollten deswegen konsequenter auf ihr Verständnis vom Ursprung der Kirche befragt werden.

VAN LAARHOVEN, JAN. *Magisterium en theologie in de 12e eeuw*. In: *Tijdschrift voor Theologie* Jhg. 21 (April-Juni 1981) S. 109–131.

Anhand dreier Konfliktfälle untersucht Van Laarhoven das Verhältnis zwischen bischöflichem Lehramt und theologischen Lehrern im 12. Jahrhundert, als sich mit der scholastischen Methode erstmals eine eigenständige Theologie als Wissenschaft zu entwickeln begann. Die Analyse der Auseinandersetzungen um Abaelard auf den Synoden von Soissons (1121) und Sens (1140) sowie um Gilbert von Poitiers auf der Synode von Reims (1148) zeigt, daß die Träger des bischöflichen und päpstlichen Lehramtes mehr aufgrund politisch-formaler Gesichtspunkte als aufgrund der Sachargumente entschieden, die im theologischen Disput um vermeintliche Irrlehren vorgebracht wurden. „Es scheint“, so Van Laarhoven, „tatsächlich von Diplomatie und Geschichtlichkeit abzuhängen, ob man einer Verurteilung entgeht.“ Allerdings hatte die jeweilige Entscheidung des Lehramtes wenig Einfluß auf die weitere theologische Entwicklung: Schüler von Abaelard und Gilbert dominierten theologisch und kirchenpolitisch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Schlußfolgerung des Aufsatzes: „Wiederentdecken, wie etwas funktioniert hat, könnte dabei helfen, zu entdecken, wie etwas funktionieren kann. Die Sache wird dadurch für das Lehramt nicht einfacher.“

Kultur und Gesellschaft

COLARD, DANIEL. *Frankreichs Kernstreitmacht*. In: *Dokumente* Jhg. 37 Heft 2 (Juni 1981) S. 123–129.

Bis im November 1979 der Verteidigungsschuß der französischen Nationalversammlung dem gaullistischen Abgeordneten Raymond Tourrain mit der Erstellung eines Informationsberichtes über „Stand und Modernisierung der französischen Kernstreitmacht“ beauftragte, hatte es keine spezifisch parlamentarische Untersuchung zu diesem Thema gegeben. Colard wertet den seit einiger Zeit vorliegenden Parlamentsbericht aus. Er stellt die wichtigsten Zahlenergebnisse über die französische Kernstreitmacht

(FNS) zu Lande zu Wasser und in der Luft vor und versucht eine Kurzanalyse: die Verteidigungspolitik Frankreichs beruhe weiterhin auf der „rein defensiven Strategie des ‚Schwachen gegenüber dem Starken‘“. Eine Modernisierung der FNS sei dringend erforderlich, der Verteidigungshaushalt müsse deshalb bis zum Ende des Jahrzehnts 5% des Bruttosozialproduktes betragen (1981: 3,85%). Unter den Parteien zeichne sich ein Konsens ab, dabei vorrangig den Ausbau der seegestützten FNS-Komponente zu betreiben. Schließlich sei „eine unabhängige nationale Politik heute eine Funktion der atomaren Abschreckung“ und es stünde zu erwarten, daß Europa wegen der Zunahme der sowjetischen Macht und der abnehmenden „Glaubwürdigkeit der amerikanischen Kernwaffengarantie“ in den nächsten Jahren über eigene Ansätze zur atomaren Verteidigung nachdenken müsse.

HARNISCH, GÜNTER. *Die Schulreform ist beendet – wann beginnt die Schulreform?* In: *Die neue Ordnung* Jhg. 35 Heft 3 (Juni 1981) S. 200–207.

Die Schulreform der vergangenen 20 Jahre habe es versäumt, die „realen Probleme“ an den Schulen selbst zu studieren, und sei deshalb von den „unmittelbar Betroffenen bis heute nicht als ihre Reform anerkannt und angenommen“ worden. Da angesichts der leeren Kassen nicht mit einer neuen kostspieligen Umorganisation zu rechnen sei, gelte es in einer Konsolidierungsphase die „sehr verschiedene(n) Ansätze für Reformbestrebungen des Schulwesens von innen her“ aufzugreifen. Vorrangig sei dabei eine „Entbürokratisierung, mehr Humanität, mehr Erziehung“. Sowohl in der Gesamtschule als auch im Drei-Stufen-System sei die Desorientierung der Schüler durch die Anonymität „verheerend“. Für die Grundschule sei die Notengebung zu überdenken, da das bisherige Ausleseverfahren zu weiterführenden Schulen „frühzeitig Versagensängste bei den Eltern“ hervorrufe. Was die Lerninhalte betrifft, so fordert Harnisch mehr „Freiheit vom Druck der Stoffpläne“, nur so sei exemplarisches Lernen möglich und eine frühzeitige Spezialisierung zu vermeiden.

RIOU, GÉRARD. *Les défis de l'environnement*. In: *Etudes* (Juli 1981) S. 43–58.

Die Frage, ob die Unruhe, welche bestimmte Entwicklungen der Menschheit und ihrer Umwelt hervorrufen, eine objektive Grundlage habe oder ob sie nicht vielmehr Ausdruck einer vergeblichen Sehnsucht nach der „guten alten Zeit“ sei, stellt der Geograph Riou an den Anfang seiner Überlegungen. Er beschreibt zunächst demographische Entwicklungen und naturwissenschaftliche Beobachtungen, die zu Beunruhigung Anlaß geben: Im Jahr 2000 werde z. B. die Hälfte der Weltbevölke-